

Briefkasten der Redaktion

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 18

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

glücklechi Zyte verläbt het, nid für nüt u wieder nüt eifach ab. Der Napoleon het partout e Thronfolger welle, u d' Josephine het kener Chind meh übercho. Derby isch dem Napoleon i Sinn cho, er chönt eigetlech i ds östrychische Cheiserhuus ynehürate. Oestrych wär ihm als Bundesgeross wie chummilig gsi. U d'Marie-Luise — so het er gspekuliert — wärd ihrem Vatter de scho der Marsch bläse, we's sött drufa cho. Us der Wältgschicht wüsse mer, dass es nid ganz e so gangen isch, wie sech's der Napoleon usgmalet het gha. Mit Spekulationen isch es halt so re Sach. Me risgiert gäng öppis derby. Mängisch meh als es ma verlyde. Mängisch geits guet, aber meistens äbe nid!

Am 16. Dezämber 1809 sy der Napoleon und d' Josephine geschiede worde. Bi däm Staatsakt — we me so wott säge — sy viel vo dene Fürsten und Prinzässinne derby gsi, wo vor fünfe Jahren i der Notre Dame e chly nydisch konstatiert hei gha, wie graziös und würdevoll eigetlech die Tochter vom ene simple Hafekommissär der Hermelinmantel tragi. Und wie meistens, we's öpperem nid grad guet geit, hei o i däm Fall die, wo ds Gras ghöre wachse, das Debäcle scho lang gseh cho.

Generös isch der Napoleon gsi, das muess me de scho säge. Er het der Josephine d'Schlösser Malmaison und Novarra gschänkt. Us em Staatsseckel si-n-ere zwo Millione Franken im Jahr zuegsproche worde. Es düecht eim, das hätt sölle länge. Aber der Napoleon schiesst us syr Privatschatulle no ei Million zue u d' Josephine bhaltet der Titel „Majestät“. I no früechere Zyte sy regierend Häupter mit ihre geschiedene Froue weniger glimpflich umgange.

Am 15. Mai 1810 git d' Josephinen ihre Hushalt im

Schloss Novarra uf u züget nach Paris yne. Z' Malmaison macht ere der Napoleon e Bsuech.

„Du weisch“, seit er zu der Abgschiedene, „dass i nume dys Glück wott. Du muesch Sorg ha zu dyr Gsundheit. Was meinsch? Gloubsch nid, dass dir e Kur z' Aix-les-Bains guet tät?“

Der Köbi isch, wo-n-er das gnotiert het gha, grad unden an ere Syte gsi. Er het nid Zyt gha es neüs Blatt zwäg z'lege, so lütet's.

Der Papa isch im Bureau gsi, u d'Mama het bi der Coiffeuse la nachenonduliere, wil die tuusigs Haar scho nach zweene Tage wieder stäcke grad gsi si. Zu allem häre het d'Marie hüt frei, und so muess dank wohl oder übel der Einzig, wo no im Huus isch, der Portier margiere. Drum gumpet der Köbi d'Stäge z'dürab u tuet d'Huustür uf.

Fürä steiht ja nid die Pärson vorusse, wo men i däm Momänt am liebste gsäch. Meistens lütet e Husierer oder, wenn's ganz chrumm geiht, der Chemifäger. Es isch nid usz'danke, was der Köbi mit däm schwarzen Unghüt u syr imposanten Angströhre hätt söllen afah. Jungi Lüt hei kei Erfahrig im Umgang mit Chemifägere. Sie wüsse nid, dass im Wohnzimmer der Teppich muess umegleit u d'Umgäbig vom Ofe mit Zytige deckt wärde. Sie hei ke Ahnig, dass me Chleider u Hüet muess ab em Chleiderständär näh, we ds Oferohr grad prezis über däm Möbelstück i ds Chemi ynemündet. U wär wett's am ene junge Ma nahträge, wenn er der Ghüderchessel nid parat macht u der Bäse nid zwägstellt, dass me der Ruess emel ja sofort cha zämewüschle, wil me süsch das schwarze, chlärerige Zütig i der ganze Wohnig dasume verschleipft.

(Fortsetzung folgt)

Briefkasten

DER REDAKTION

Junger Streiter in Aa. fragt: Gibt es wohl eine Grenze der Erfindungen für den menschlichen Geist? Muss nicht eines Tages die Kenntnis der Materie so vollkommen werden, dass es nichts Neues mehr zu finden gibt, und dass auch Neuwendungen des Wissens unmöglich werden?

Antwort: Das ist eine echte Frage eines echten jungen Menschen! Wenn Sie dreissig Jahre älter sind, werden Sie etwas anderes fragen! Wahrscheinlich, ob es nicht besser wäre, die Menschen würden an eine solche Grenze kommen, und zwar lieber heute als morgen...! Nun, theoretisch gibt es diese Grenze nicht, weil sich die Eigenschaften der Dinge bis ins Unendliche differenzieren und ebenso ins Unendliche neu kombinieren lassen. Praktisch wird eines Tages die Grenze erreicht werden, weil die Kultur Arbeit genug mit der Bewältigung des Bekannten haben wird. Sie brauchen nur darüber nachzudenken, was geschehen muss, falls der Technik die Nutzbarmachung der Kraft gelingt, die bei der Zertrümmerung der Atome frei wird. Schon allein die Sorge darum, dass keine Unberufenen mit solchen Kraftquellen Missbrauch treiben, kann zu einer Krise der Kultur führen. Ueberlegen Sie, welche Energien in einem faustgrossen Feldstein gebunden liegen! Wird diese gebundene Kraft einmal «technisch verfügbar», erübrigen sich alle Elektrizitätswerke und Kohlengruben. Sie sind ja, wie Sie sagen, darüber im Klaren!

«Phantasten im Keller» zu O. fragen: Was halten Sie von der Behauptung eines politischen Weltverbesserers, der uns beweisen will, in einem hochentwickelten Weltstaat der Zukunft könnte der Spiegel des Ozeans durch Pumpwerke gesenkt und so automatisch nicht nur die holländische Zuidersee, sondern ein Landstreifen entlang sämtlicher Küsten der Welt trockengelegt werden? Das gepumpte Wasser käme entsalzt in die Sahara usw.

Antwort: Eine grosse Frage, die da in einem einzigen Atemzug gestellt wird! Hoffentlich kommt sie nicht aus einem Weinkeller nach der Polizeistunde! Rechnen Sie aus, das heisst, rechnen Sie nach, was wir bei Betrachtung Ihrer Frage zu berechnen versuchten; eine Pumpe, die jede Sekunde einen Hektoliter liefern würde, höbe jeden Tag 86 400 hl aus dem Meere. Setzen Sie eine Million solcher Pumpen in Bewegung! Das ergibt im Tag 86 400 Millionen Hektoliter. In einem Jahr 365mal soviel. Macht, soviel wir finden, 31 536 000 Millionen Hektoliter. Die Wasserfläche der Ozeane misst rund 360 Millionen Quadratkilometer oder (keine Null vergessen): 360 000 000 000 000 • Quadratmeter. Einen Meter tief gerechnet, dieselbe Zahl cbm oder 3 600 000 000 000 000 Hektoliter. Also die Schlussrechnung:

3 600 000 000 000 000 : 31 536 000 000 000 oder gekürzt 3 600 000 : 31 536 = 114 Jahre.

So viel also würde es brauchen, um das Weltmeer nur um einen einzigen Meter unter seinen jetzigen Spiegel zu senken. Woraus Sie sehen können, dass die Erde (dieses «Stäubchen im All») nicht gar klein sein kann, verglichen mit «Phantasten im Keller»!

Kari in L. fragt: Was ist eine Erbschaft «zur toten Hand»? Ich lese den mir

unverständlichen Ausdruck in einem Buche.

Antwort: Alle Stiftungen und Korporationen, besonders solche geistlichen Charakters hiessen juristisch «manus mortua», also «tote Hand». Wer also einer solchen «juristischen Persönlichkeit» sein Erbe vermachte, überliess es der «toten Hand». Zum Unterschied von der «lebenden Hand» gewissermassen, welche natürliche Personen bedeutete, also solche, die sich weiterpflanzten, während in Korporationen keine leiblichen Nachkommen erberechtigt waren, sondern nur wechselnde Mitglieder des Ordens oder Klosters oder wer der Erbe auch sein mochte. In diesem Zusammenhang interessiert auch der Ausdruck «mit eigener Hand» (Manu propria). Wenn einer etwas «mit eigener Hand» unterschrieb und dies ausdrücklich bemerkte, so wollte er damit sagen, dass er frei über seine Hand verfüge und nicht etwa ein Leibeigener sei, der nicht «über die eigene Hand verfügen», also beispielsweise nicht testieren konnte. Auch die Leibeigenen hatten «tote», nicht «eigene» oder freie Hände.

Schönheit in Z. bei B. fragt: Ist das Wort «Tulpe» deutschen Ursprungs oder stammt es aus einer fremden Sprache? Es tönt doch deutsch.

Antwort: Nein, deutsch ist das nicht, aber doch so eingebürgert und lautgerecht unserer Sprache, dass man ihm seinen türkischen Ursprung gar nicht mehr anmerkt. «Dülbend» bedeutet türkisch «Turban». Da die ersten Tulpen aus der Türkei zu uns kamen, und zwar 1559, wie historisch feststeht, und man glaubte, eine Ähnlichkeit zwischen der schönen Blume und einem «Dülbend» zu sehen, erhielten sie eben diesen Namen, der sich nachher rasch wandelte und bald Tulipan, Tulipa und zuletzt sehr geläufig Tulpe lautete.